

wohl klar sein, um was es bei dieser Forderung geht. Daß es sich nicht um einen Luxus, gleichsam einen Zierat des Lebens handelt, den sich Liebhaber leisten mögen, sondern um eine Frage unseres innersten Bestandes; und daß es nicht um irgendeine fromme, klösterliche Übung geht, sondern um ein Anliegen, das seine Kreise gar nicht weit genug ziehen kann, das aber auch nicht so hoch in den Wolken hängt, daß wir es einigen wenigen Begnadeten überlassen müßten.

Eines ist gewiß: das Antlitz Europas wurde in seinen wesentlichen Zügen geprägt durch die Geistesarbeit seiner großen Gestalten und Gestalter (von denen der Beitrag „Kontemplation“ einige Namen genannt hat) und nicht von jenem anonymen Massegeist, der selbst kein Menschenantlitz trägt; und wenn das Abendland wieder zu seiner vollen geistigen Größe erstehen soll, dann wird es nur unter dieser Bedingung geschehen, daß Menschen von ähnlicher Geistesmächtigkeit wie einst die Führung ergreifen und — Gefolgschaft finden, nicht hinein in das blinde Kollektiv — „Du bist nichts, dein Volk ist alles!“ —, sondern hinaus in das Freiland der vollen, hellwachen Persönlichkeit.

Welchen Namen man diesem Weg in die Freiheit gibt, ob Kontemplation oder Besinnung, ob Entmassung des Geistes oder „Gang in die Wüste“, das ist nicht entscheidend. Wesentlich aber ist die Sache, um die es geht: „Die Welt wird nur durch den Geist gerettet“ — wir Christen fügen hinzu: und endeletzt nur durch den Heiligen Geist.

Anton Koch S. J.

WETTERWISSEN IM BAUERNSPRUCH

Wie wird das Wetter? Eine Frage von Interesse für jedermann. Durch Radio und Zeitung gibt die junge, noch recht problematische Wissenschaft der Wetterkunde in ihren kurz- oder langfristigen Witterungsvoraussagen mehr oder weniger zuverlässige Auskunft darüber. Der Mensch früherer Tage kannte kein Hoch und Tief atmosphärischen Druckes, kein Maximum und Minimum von Niederschlägen, kein ozeanisches oder kontinentales Klima, er kannte kein Hygro- und Thermometer. In seiner Naturverbundenheit war ihm, namentlich dem Bauern, Jäger, Winzer und Fischer, Barometer und Wetterstation die ganze Natur, die belebte und unbelebte. Sie hat er beobachtet und seine eigenen und die völkeralten Erfahrungen und Beobachtungen sei-

ner Vorfahren hineingegossen in einen Spruchschatz voll überreicher alter Volksweisheit. Neben unsern deutschen Märgen, Sagen, Volksliedern und Sprichwörtern stehen diese alten Bauernsprüche und Wetterregeln, die über das rein Wetterkundliche so oft hinausgehen, als wertvollstes Volksgut, und mit Recht klagt einmal der bekannte rheinische Volkskundler Karl Simrock über ihre Vernachlässigung, wenn er schreibt:

„In Rom, Athen und bei den Lappen,
Da spähn wir jeden Winkel aus,
Dieweil wir wie die Blinden tappen
Daheim im eignen Vaterhaus.“

In diesem Spruchschatz erschließt sich dem Tieferblickenden geradezu ein Abriß und ein Kompendium deutscher Volksweisheit, das Wetterkunde, Sternenkunde, Sprachforschung, Volkskunde, Kulturgeschichte — alles von bäuerlicher Anschauung her gesehen — in sich vereinigt. Der ganze Jahresring mit seinem bunten Brauchtum, die bäuerliche Arbeit in Feld und Flur, im Wald, auf Wiese und Weide, im Garten und Weinberg, bei Aussaat, Düngen und Ernte, im Stall beim Vieh, auf dem Geflügelhof, am Bienenstand spiegelt sich lebendig greifbar in dieser Spruchweisheit.

Wetterregeln und Bauernsprüche sind ein uraltes Erb- und Wandergut aller Völker, der Kulturnationen wie der Primitiven, und reichen bis in die Urfänge der Menschheit zurück. Heute ist es als wissenschaftlich sicher erwiesen, daß ein großer Teil der Wetterregeln, die sich jetzt noch in Volkskalendern erhalten haben, auf babylonisch-assyrische Quellen zurückgehen, die im Zweiströmland des Euphrat und Tigris, auf dem Boden des alten Ninive durch Ausgrabungen großen Stils unter den englischen Gelehrten Austen Henry Layard und Hormuzd Rassan in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgefunden wurden. Auf den etwa 4000 Keilschrifttäfelchen und Bruchstücken von Tafeln des Königs Assurbanipal (668—626 v. Chr.), heute im Britischen Museum in London, befinden sich an die 25 000 Ominatexte, die auf Grund von Beobachtungen an Sonnen- und Mondfinsternissen, von Konstellationen der Planeten in den verschiedensten Tierkreiszeichen, Intensität des Lichtes und Farbentönung der Sterne, Haloerscheinungen um Sonne, Mond und Venus, Wolkenbänke und Färbung der Himmelsfläche, Windrichtung usw. eingehende Wetterprophezeiungen bringen. Die Astrometeorologie mit ihrem weitschichtigen Sy-

stem von siderischen und atmosphärischen Einflüssen bildeten geradezu einen wesentlichen Bestandteil der babylonisch-assyrischen Religion und spielte noch Jahrhunderte hindurch im europäisch-asiatischen Kulturbereich eine wichtige Rolle. So gesehen, gewinnen diese kleinen unscheinbaren Spruchdichtungen der Wetterregeln, die in der alten universalen Astrologie — einst wegen ihrer ständigen Verbindung mit der Astronomie einer Weltanschauung von großem Stil und imposanter Einheitlichkeit — ihren geistesgeschichtlichen Urgrund haben, ein berechtigtes Interesse. Es haftet an ihnen die Patina der Jahrtausende.

Nach einer der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Geschichte der Meteorologie „dürfen wir uns nicht vorstellen, daß die Wetterregeln, die sich z. B. in der Bibel, namentlich im Buche Job, bei Homer und Hesiod, also in Schriften des 8. Jahrhunderts v. Chr., in so reicher Auswahl vorfinden, zu jener Zeit in Palästina bzw. in Griechenland erst entstanden wären. Die Vertrautheit des Volkes mit ihnen, ihr zwangloser Gebrauch bei den Schriftstellern zeigt uns vielmehr, daß sie bereits als ein uralter Bestandteil der damaligen Kultur angesehen werden müssen. Ja, wir haben Grund zu glauben, daß ein Teil der noch heute im Volksmunde lebenden Wetterweisheit und Wetteraberglaubens sogar aus der indogermanischen Urheimat stammen“ (Hellmann, Die Anfänge der Meteorologie, 1908, S. 418).

Auf Grund der innigen Beziehungen, die das alte Griechenland und Rom zu den Kulturzentren des Orients unterhielt, finden sich in ihrer klassischen Literatur auch allenthalben Wetterregeln und Wettervorhersagungen, meist auf Grundlage zünftiger astrologischer Lehre, so in den Hauslehren des alten böotischen Dichters Hesiod (8. Jahrhundert v. Chr.), bei Thales von Milet, Vegetius und Aratos, der den Einfluß der Sterne auf Wind, Regen und Jahreszeit in ein System brachte, besonders bei Vergil in seinem Lehrgedicht „Georgika“ über die Landwirtschaft. In den Parapegmen, den alten griechischen Steckkalendern, wurden Wetterregeln zur öffentlichen Einsicht ausgestellt, wie die meteorologischen Berichte unserer Tage. Vielfach waren diese astrologischen Regeln in Wettertafeln niedergelegt, die bei den kleinen Leuten sehr verbreitet waren. Winkelastrologen zogen mit derartigen wertlosen Wetterprophetieen von Dorf zu Dorf. Schon der alte Cato (234—149) warnte seine Gutspächter, solchem Gelichter Glauben zu schenken.

Die astrologische Ideenwelt des Mittelalters, die in erster Linie den Zukunftsbedürfnissen breiter Massen Rechnung trug, setzte auch Wetter und Witterung in ursächlichen Zusammenhang, wie unzählige Wetterregeln beweisen. Karl d. Gr. veranlaßte eine systematische Zusammenfassung der überlieferten Sprüche, desgleichen ließ Heinrich der Löwe im Jahre 1190 im „Lucidarius“ alles, was man über Vorhersagen des Wetters wußte, zusammenstellen. Derartige Wetterbücher, Praktiken oder Prognostiken genannt, waren im Mittelalter in der Blütezeit der Astrologie an die 700—800 in allen Kulturländern verbreitet. Die „Bauernpraktik“ von Leonhard Reynmann (1508), das bekannteste dieser Wetterbücher, das in Deutschland vom Jahre 1550—1590 allein 29 Auflagen erlebte — ein Beweis für die Verseuchung des Lebens mit astrologischem Ideengut —, war ganz auf den Lösungen der Sterndeuterei aufgebaut. Diese Bauernpraktiken waren die eigentlichen Vorläufer unserer heutigen Kalender und ein unentbehrliches Mittel, um sich in Haus und Hof für alle Angelegenheiten des täglichen Lebens vorzusehen.

Auch der berühmte Hundertjährige Kalender ist eine Abart der Bauernpraktiken. Wenn auch der Unsinn dieses einst so weit verbreiteten Kalenders heute erwiesen ist, so ist er doch für die Volkskunde eine Fundgrube von Bauernbrauch und Bauernglauben und ein bedeutendes Denkmal deutscher Kulturgeschichte. „Calendarium oeconomicum perpetuum, Daß ist Bestendiger Hauss Calendar auss welchen Jährlich die Witterung zu erkennen und nach dero gestalt der Wein und Veldtbau mit frucht und nützen anzuordnen, die Miß Jahr zu erkennen und der bevorstehenden noth weisslich vorzukommen“ — unter diesem Titel gab ihn im Jahre 1654 der Zisterzienserabt Dr. Mauritius Knauer im Kloster Langheim bei Lichtenfels in Franken auf Grund von Planetenkonstellationen heraus. Er ist, ganz aus astrologischen Anschauungen entsprungen, vor allem der Meinung, daß sieben Witterungsklassen als sieben Jahresklassen bedingt sind durch den Einfluß der sieben Planeten als Jahresregenten.

„In jedem Siebenjahreskreis hat jeder Planet ein Jahr die Herrschaft inne und wenn sein Jahr abgelaufen ist, überläßt er die Herrschaft dem nächsten.“ Knauer hat in langwieriger „Aufmerksamkeit und Experienz“ Aufzeichnungen über Wetter, Sonnenfinsternisse, Hochwasserkatastrophen u.a. gemacht. Er wollte den Insassen seines Klosters, vor allem dem „Schatzmeister und Ökonomen, zu

deren Nutz und Frommen“ praktische Ratsschlüsse über Landwirtschaft, Weinbau, Krankheiten erteilen. Er ist Landwirt, Winzer, Arzt und Gärtner, der sich auf seine eigenen Beobachtungen verläßt, denn er hat beim Lesen gefunden, „daß zahlreiche Schriftsteller nicht nur in ihren Meinungen auseinandergehen, sondern auch nur selten an die Wahrheit herangekommen sind. Gerade jene Sternkundigen, die jährlich die Kalender zusammenstellen, hauen in der Regel so daneben, daß derjenige, der die Beschaffenheit der Witterung daraus abzunehmen sucht, sich notwendigerweise gründlich irrt und Schaden erleidet. Wenn nämlich einmal die Voraussagen wirklich eintreffen, so darf man ruhig annehmen, daß sie das nicht irgendeiner Gelehrsamkeit, sondern nur dem Zufall zu verdanken haben; da durch Erfahrung bekannt ist, daß unter hundert Vorhersagen kaum eine zutrifft.“ (Vorwort.)

Ein gewisser Christoph von Hellwig, thüringischer Arzt, gab im Jahre 1701 diesen Knauerschen Kalender, der bald Gemeingut in Deutschland, Österreich und Rußland wurde, ungenau, völlig verstümmelt und mit willkürlichen Abänderungen heraus unter Beifügung astrologischer Regeln und offenbar berechnendem Blick auf die Zukunftslüsterheit der Menschen, mit einem Wust abergläubischer Vorstellungen. Auch ist es Hellwig gewesen, der den Kalender, der eigentlich nach den Intentionen seines Verfassers ein siebenjähriger genannt werden mußte, zu einem hundertjährigen machte. Trotz seiner Unwissenschaftlichkeit war dieses Machwerk Hellwigs im Volke so beliebt, daß es bis zum Ende des 19. Jahrhunderts immer wieder Neudrucke erlebte, während das Original Knauers als verschollen galt. Als die Berliner Akademie der Wissenschaften auf Anregung Friedrichs d. Gr. im Jahre 1779 die wertlosen Wetterprophезeungen des Hundertjährigen Kalenders wegließ, war der Absatz der Kalender so gering und der Unwille der Käufer so erregt, daß man nach zwei Jahren wieder die Prognosen aufnehmen mußte. Bis in unsere Zeit haben Bauern- und Volkskalender, besonders die astrologischen, ihre Weisheit trotz aller wissenschaftlichen Gegenbeweise aus ihm geschöpft.

Vor der Zeit der Bauernpraktiken finden sich in literarischen Werken wohl vereinzelte, nicht aber systematische Zusammenstellungen von Bauernregeln, wohl aus dem Grunde, weil die gelehrten Schreiber von Handschriften die primitive Wetterweisheit des Volkes einer Aufzeichnung bei dem da-

mals kostbaren Schreibmaterial nicht würdig und lohnend genug erachteten. Daß trotzdem Wetterregeln im Volke lebendig waren und sich in mündlicher Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht forterhielten, beweisen viele mittelalterliche Schriftsteller, wie etwa der heilige Albert d. Gr., der in seinem Werk „De passionibus aëris“ Wetterregeln erwähnt.

Der äußeren Fassung nach zerfallen die Wetterregeln in Prosa-, Stab- und Reimsprüche, wobei die Reimform vorherrscht, wie in dem wissenschaftlich sehr beachtlichen Spruch:

„Häufiger starker Tau
Hält den Himmel blau.“

Vielfach ist der viel ältere, ursprüngliche Stabreim vom Endreim überlagert:

„Tönt vor Lichtmeß Lerchengesang,
Wird's dem Bauern angst und bang.“

In ihrer knappen Form haken sie sich dem Gedächtnis förmlich ein:

„Nach Mattheis
Geht kein Fuchs übers Eis.“

Dem sprachlichen Ausdruck nach sind sie von stärkster Bildkraft, erdnah, anschaulich, frei vom Stubenduft des Gelehrten, man riecht ihnen die Herkunft vom Bauern an, es haftet Wald-, Scholle- und Stallgeruch an ihnen:

„Aprilschnee ist Mist,
Märzschnee frißt.“

Die Bodenständigkeit, die Schöpferkraft des unverbrauchten Volkes und die Wesenhaftigkeit des deutschen Menschen wirken sich in dieser plastischen Sprache aus.

Der Frage nach dem wissenschaftlichen Wert der Wetterregeln stand bislang die zünftige Wetterwissenschaft sehr ablehnend gegenüber. Erst in den letzten Jahren haben namhafte Forscher auf dem Gebiet der Wetterkunde und Landwirtschaft sich gründlicher mit ihnen befaßt. Sie sind dabei zu überraschenden Ergebnissen und zu vielfacher Übereinstimmung der uralten Volksweisheit mit der Wissenschaft gelangt. Schon Langbehn hatte im „Rembrandtdeutschen“ ihren Wert erkannt, wenn er schreibt: „In der Wetterkunde hat sich gezeigt, daß die letzten Ergebnisse der Wissenschaft wieder zu den Bauernregeln zurückführen.“ Nach einer wissenschaftlichen Überprüfung von 93 Bauernregeln kam Professor R. Spitaler von der ehemals deutschen Universität in Prag zu dem Ergebnis, daß 9 davon richtig, 11 unter gewissen Bedingungen ziemlich zuver-

lässig, 17 unsicher 44 wertlos, 12 ganz falsch sind. Als sinnlos erwiesen sich alle Regeln, die das Wetter eines künftigen Monats mit einem einzigen Tage in Zusammenhang bringen oder die das Wetter künftiger Tage vom Wetter einzelner Wochentage abhängig machen, wie „Freitagswetter — Sonntagswetter“. In das Gebiet des Wetteraberglaubens gehören alle mit Astrologie, mit Mondwechsel und mit seinem angeblichen Einfluß auf Pflanzenwachstum zusammenhängenden Regeln, damit auch die Wetterweisheit des Hundertjährigen Kalenders. Dagegen sind Regeln, die kontinentales Winterwetter belobigen, auch von der Meteorologie bestätigt, wie

„Januar muß vor Kälte knacken,
Wenn die Ernte gut soll sacken.“

Denn warmer und nasser Winter bewirkt ein frühzeitiges Saftsteigen, das bei nachfolgenden Frösten dann großen Schaden bringen kann. „Die angeführten Beziehungen“, schreibt Prof. Spitaler, „wurden aus einer 54jährigen Beobachtungszeit abgeleitet und gelten im Mittel für Deutschland. Wären aber mehr als 100jährige Beobachtungen vorhanden, so könnten sich diese Zahlen etwas ändern.“ („Der Naturforscher“, 1935).

Ähnliche überraschende Ergebnisse erzielte Hermann Kaserer, Professor für Pflanzenbau an der Universität in Wien, der etwa 200 Regeln überprüft und als stichhaltig befunden hat. Auffallend sind die zahlreichen Bauernregeln für März und April. Die Witterung in diesen Monaten ist für den Ausfall der Ernte von besonderer Bedeutung. „Manche von ihnen waren uns bis vor kurzem ziemlich unverständlich, neue Forschungen (des Verfassers) haben aber gezeigt, daß der entscheidende Faktor für den Ausfall der Ernte, vor allem der Getreideernte, der Verlauf der Kurve der Bodentemperatur gegenüber der Lufttemperatur im Frühjahr ist, wahrscheinlich deshalb, weil die stetige und kräftige Assimilationstätigkeit der Pflanze nur dann sichergestellt ist, wenn die Kohlensäureentwicklung aus dem Boden früh genug und reichlich einsetzt. In diesem Sinne können nun viele, früher unverständliche Regeln erklärt werden, z. B. die Regeln über den Schnee, der nur dann nützt, wenn ihn der Frühling rechtzeitig hinwegschmilzt. Bleibt nämlich der Schnee zu lange liegen, oder tritt gar im März noch neuer Schneefall ein (Märzenschnee tut Frucht und Weinstock weh) oder regnet es im März andauernd (Auf Märzenregen folgt kein Sommerregen), so kann sich der Boden nicht erwärmen und

die Tätigkeit der Bodenbakterien setzt verspätet ein.“ (Bauernregeln und Lostage in kritischer Beleuchtung, Wien 1926, S. 21.)

Eine Sonderstellung nehmen unter den Wetterregeln die sog. Lostage ein, an denen sich das Wetter, das Los der zu erwartenden Witterung eines späteren längeren oder kürzeren Zeitabschnittes entscheiden soll. Lostage sind im Ablauf des Jahres gleichsam die Wetterscheide. Ihre Bedeutung für das Wetterwissen ist sehr gering, um so größer ist ihr kulturgeschichtlicher Wert. Manche stammen sicher aus der vorchristlichen Zeit und wurden später an die Festtage der Kirche angeknüpft, besonders an Festtage von Heiligen, zu denen das Volk eine besondere Verehrung hatte. Wenn so viele Lostage mit den Heiligen des christlichen Kalenders verbunden sind, so ist das ein Beweis, daß auch die Kirche bei der Bildung dieser Regeln von bestimmendem Einfluß gewesen ist, was auch aus der Tatsache erhellt, daß mit Vorliebe die „heilige“ Zahl 40 als Dauer für die Wirkung eines Lostages angenommen wurde. Die meisten Lostage fallen in die große Schicksalszeit unserer Vorfahren, in die Zeit der „Zwölften“ oder Rachnächte von Weihnachten bis Dreikönige, denen eine prognostische Bedeutung für den Wetterverlauf der kommenden zwölf Monate zugeschrieben wurde. Manche sehen in dieser Wetterweisheit europäischer Völker ein aus der indogermanischen Urheimat mitgebrachtes Erbgut, da sich auch bereits in den vedischen Texten der alten Inder zwölf Nächte als Symbole des kommenden Jahres finden.

Bei Überprüfung der Wetterregeln auf ihren wissenschaftlichen Wert ist die Tatsache zu beachten, daß viele derselben nur eine örtliche Bedeutung haben, daß also Sprüche, die in der Eifel oder an der Wasserkante ihre Herkunft haben, für Schlesien oder Bayern ganz falsch sein können. Der Fischer erblickt ein anderes Wetterbild als der Winzer und der Jäger ein anderes als der Bauer. Das alles muß bei einem Urteil über Wert oder Unwert untersucht werden. Auch ist für die Wetterspruchforschung der Umstand von Bedeutung, daß Deutschland einst ein ausgedehntes Wald- und Sumpfgebiet war, daß große Waldungen und Torfmoore etwa vor Jahrhunderten das Wetter anders beeinflusst haben als die Landschaft von heute. Bauernregeln, die vor Jahrhunderten galten, mögen heute bei flüchtiger Betrachtung unrichtig oder gar sinnlos erscheinen, hatten aber für das Wetterbild von damals ihre Gültigkeit. Wetterregeln

sind zeit- und landgebunden und dürfen nicht ohne eingehende Prüfung und Sichtung übernommen werden. Ebenso haben durch die Gregorianische Kalenderreform vom Jahre 1582, wodurch 10 Tage im alten Kalender ausfielen (auf den 4. Oktober folgte der 15.) manche damals gültige Wetterregeln ihre Richtigkeit verloren, wie der bekannte:

„Sankt Luzen (13. Dezember)
macht den Tag stutzen.“

Mag auch in vielen Bauernsprüchen Aberglauben und krause Vorstellungen mit unterlaufen, so haben wir doch in diesem Spruchschatz bestes und wertvollstes Volksgut, dem auch Goethe im „Sankt Rochus-Fest zu Bingen“ ein liebevolles Denkmal gesetzt hat. Was Herder einmal vom deutschen Sprich-

wort gesagt, das gilt auch von den Bauernregeln: „Die Sprichwörter sind der Spiegel der Denkart einer Nation.“ Jahrtausende haben sie ihre Daseinsberechtigung gehabt, und sie werden sie auch in Zukunft behalten. Sie geben auch heute noch als echtes Volksgut nicht nur der wissenschaftlichen Wetterkunde, sondern auch der Volkskunde und Kulturgeschichte wertvollste Erkenntnisse. Vor allem aber gewähren sie uns überraschende Einblicke in die tiefe Naturfreudigkeit und Bodenverbundenheit und nicht zuletzt in die immer wieder zum Ausdruck kommende religiöse Gedankenwelt des Bauern:

„Wer bestellt sein Land,
Sät in Gottes Hand.“

Philipp Schmidt S. J.

Besprechungen

AUF DER SUCHE NACH DEUTSCHLAND. Von Hermann Dietrich. (110 S.) Hamburg 1946, Hans von Hugo Verlag.

Der frühere Reichsminister Hermann Dietrich, jetzt Sonderbevollmächtigter für Ernährung und Landwirtschaft in der USA.-Zone, will einen größeren Leserkreis in die „Probleme der geistigen, politischen und wirtschaftlichen Erneuerung Deutschlands“ einführen. In den 12 Abschnitten, die kurz gehalten, gewandt geschrieben und sachlich erfreulich ausgewogen sind, wird neben andern Fragen behandelt: Überwindung der Klassen, Bildung einer neuen Führungsschicht, Stadt und Land, Zentralismus oder Föderalismus, Staatsbetrieb oder freie Wirtschaft, die europäische Solidarität. Man spürt überall den Mann der Praxis, der in unserm Kampf zwischen Idealismus und Schicksal temperamentvoll gegenüber den Extremen die Kunst des Notwendigen und Möglichen einschränkt. Ungern vermißt werden einige Kapitel über die sittliche und religiöse Wandlung, die mit dem Aufbau einer neuen Ordnung in Wirtschaft und Politik Hand in Hand gehen muß.

P. Bolkovac S. J.

ZU DEUTSCHLANDS SCHICKSALS- WENDE. Von Julius Ebbinghaus. (96 S.) Frankfurt a. M. 1946, Vittorio Klostermann. Br. M 2.75.

Die Schrift vereinigt 6 Vorträge, die der Verfasser bei verschiedenen Gelegenheiten, zumal als Rektor der Universität Marburg,

zur Umstellung unseres politischen Denkens und Lebens gehalten hat. In einer Sprache, die durch ihre Offenheit gewinnt, aber auch zur kritischen Nachprüfung anreizt, betont er das Recht als Grundlage der Staatsordnung, die Würde jedes einzelnen Menschen gegenüber der Gemeinschaft, die Pflicht, einem unsittlichen Befehl den Gehorsam zu verweigern, die Sinnwidrigkeit, einen aussichtslosen Krieg fortzusetzen und sich gegen unabänderliche Tatsachen aufzulehnen, die Duldsamkeit gegen den Irrenden bei gleichzeitiger Bekämpfung des Irrtums und die Wahrheitsermittlung als Zweck der Wissenschaft. Das sind nun freilich dem Christen vertraute Gedanken, aber es ist gut, daß sie nicht nur von den Kanzeln, sondern jetzt auch — wenn auch in anderer Form — vom Katheder verkündet werden. Denn wie unzulänglich wurden bisher (auch schon vor Hitler) auf Deutschlands hohen Schulen die Grundfragen der Staatsmoral behandelt, wie hilflos ging die deutsche Intelligenz in die Konfliktsituationen des Dritten Reiches hinein! Es fehlte ihr in der Tat ein „Katechismus in den Fragen des Rechtes und des Staates“. Auch heute noch sind die oben genannten Grundsätze keineswegs Gemeingut des ganzen Volkes. Ja es könnte sein, daß sich gegen so manche Ausführungen der Schrift bei den akademischen Hörern (Professoren wie Studenten) ein „Knirschen des inneren Menschen“ geregt hat. Das sollte aber kein Grund sein, sich einer Auseinandersetzung mit dem Gesagten zu entziehen. Der sechste und längste Vortrag, über